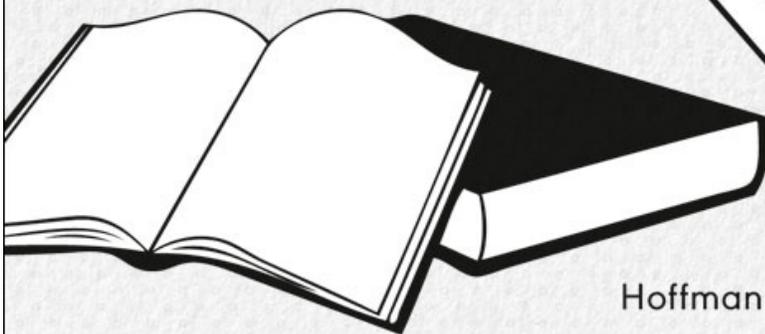


BESTSELLER

JÖRGG M A G E N A U

Bücher,
die wir liebten –
und was sie über
uns verraten



Hoffmann und Campe



Hermeneutik, Hans-Georg Gadamer.^[35] Wir werfen unsere ganze Biographie, all unsere Urteile und Vorurteile, unser Wissen und Nichtwissen, unsere Herkunft und unsere gesellschaftliche Stellung in den Leseprozess hinein und werfen damit aber auch alles weg und vergessen es für den Moment.^[36] Beides geschieht zur gleichen Zeit, wir sind da und nicht da. Wir werden berührt, gefesselt, aufgewühlt, manchmal auch bloß gelangweilt oder verärgert und abgestoßen. Spannung stellt sich ein, Neugier und manchmal diese seltsame Art von Nähe, wenn es gelingt, ganz in die erzählte Geschichte einzutreten, als wäre es nicht ein anderes Leben, das vor uns abläuft, sondern tatsächlich das eigene. So erweitern wir unseren Horizont.

Der Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel drückte das einmal so aus: »Lesen ist für mich sozusagen immer und unabhängig vom Inhalt der Eintritt in eine Gegenwelt.«^[37] Als Leser befinde er sich in einer anderen Welt mit anderen Qualitäten. »Nur wer Lesen als eine Gegenwelt erfährt, wird zum Leser.«^[38] Das ist mehr als bloß eine unterhaltsame Beschäftigung oder etwas so Würdeloses wie ein »Hobby«. Es hat etwas mit Leidenschaft zu tun, ja mit Berauschtigkeit, denn Leser spüren »ein leichtes Abheben vom Boden, das sich steigern kann bis zum Gefühl der Schwerelosigkeit.«^[39] Es ist ein leiblicher Vorgang, etwas, das sich in uns vollzieht wie das Atmen und das einen Übergang in einen anderen Bewusstseinszustand bezeichnet wie das Einschlafen. Es setzt viel Zeit voraus, Langsamkeit, Bereitschaft, also so etwas wie Muße. Lesen ist nichts für zwischendurch, kein Zeitvertreib, sondern ein Aufgehen in der Zeit. Es ist, wie Bora Ćosić meint, »gar kein Aufenthalt in der Zeit, sondern außerhalb von ihr.«^[40]

Was sich im Lesen ereignet, ist etwas anderes als bloßer Wissenstransfer. Jedes Wort, jeder Satz schillert in seiner Bedeutungsvielfalt. Je genauer wir uns als Leser auf eine Bedeutung festlegen, indem wir das Gelesene deuten, umso mehr verengen wir es und nehmen ihm damit womöglich seine Eigenart. Gerade literarische Texte – Prosa ebenso wie Lyrik – gehen niemals in einer Deutung auf. Jeder Text ist größer als das darin Gemeinte. »Lesen geschieht in der abenteuerlichen Offenheit des Nichtverstehens«, schreibt der Schweizer Literaturwissenschaftler Hans-Jost Frey. Es findet in einem Zwischenraum

statt, der sich zwischen »der Absicht des Schreibers« und den »Vorurteilen des Lesers« öffnet.

Lesen ist weder rein passive Aufnahme noch kreativer Schöpfungsakt. Es ist auch etwas anderes als die Wahrnehmung eines Gegenstandes: Zwar erfassen wir den Text sinnlich mit den Augen, doch er bleibt dabei etwas Zeichenhaftes, das auf einen Sinn verweist, der nicht sichtbar ist. Frey nennt den Vorgang des Lesens den »Vollzug« des Textes. Das verlangt, wie er kompliziert, aber treffend formuliert, »dass man den Standpunkt aufgibt, von dem aus man ihm gegenüber ist. Die Vollzugsbewegung ist die des Textes selbst. Lesen ist deshalb, wie das Schreiben und anders, eine Art Hervorbringung des Textes, den es zwar immer schon geben muss, wenn er gelesen werden soll, der aber auch jedesmal, wenn er gelesen wird, noch einmal entsteht.«^[41]

Das Buch scheint dich zu kennen und sich genau an dich zu richten. Das Buch macht dir deutlich, wie du immer schon empfunden hast, ohne es so genau in Worte fassen zu können. Das Buch weiß etwas, das schon in dir bereitliegt und das bloß noch geborgen werden muss. Aber zugleich tritt es dir als Fremdes gegenüber, bringt dich auf ganz neue Gedanken, ermöglicht dir den Zugang zu unbekanntem Welten, sodass du schließlich von dort aus auf dein eigenes Leben wie mit fremden Augen zu schauen lernst.

»Du musst dein Leben ändern«, heißt die Schlusszeile in dem berühmten Rilke-Gedicht *Archaischer Torso Apollos*, in dem exemplarisch vorgeführt wird, wie das Kunstwerk den Betrachter in den Blick nimmt: »Denn da ist keine Stelle, die dich nicht sieht«.^[42] Rilke schildert in diesem Gedicht, was sich in der Begegnung mit einem Kunstwerk ereignet. Dabei handelt es sich um den Torso einer griechischen Statue. Der Kopf fehlt und damit auch das Entscheidende: die Augen. Doch das gesamte Kunstwerk verwandelt sich unter den Augen des Betrachters in etwas, das »sieht« und zur Selbstveränderung aufruft. Darin liegt für ihn die Moral der Kunst. Wie er es formuliert, ist es ja ein Gebot: Du musst dein Leben ändern. Allerdings ist es nicht »das Kunstwerk«, das spricht, sondern der Blick des Betrachters, der sich in ihm spiegelt und auf ihn selbst zurückfällt. Genau dasselbe geschieht auch im Vorgang des Lesens. Auch der Text »blickt« auf uns Leser und mehr als das: Wenn wir als Lesende aus dem Text heraus

auf uns zu blicken lernen, ruft er uns dazu auf, unser Leben zu ändern. Und auch wenn es sich bei Rilke um die ganz »hohe« Kunst handelt: zumindest in Spurenelementen ist diese Blickumkehr in jeder noch so trivialen Lektüre möglich.

Lesend werden wir eine Andere, ein Anderer. Und wenn wir in unsere eigene Existenz zurückkehren, könnte es sein, dass wir uns unterdessen verändert haben. Auch so lässt sich ein Liebesverhältnis begreifen. Doch worin besteht die mögliche Verwandlung? Sie bleibt ja an den Moment der Kunstwahrnehmung gebunden, sie ist, wie der amerikanische Kritiker A.O. Scott meint, eine »sublime Tautologie«. Das Ziel sei »die Art von Leben, die den Geboten gehorcht, wie sie von Skulpturen, Gemälden und Gedichten ausgesprochen werden«. Die Bedeutung eines Kunstwerkes oder eines Romans besteht also darin, zu »einer Veränderung des Lebens auf der Basis der Ermahnungen der Kunst bereit« zu machen.^[43]

Rilkes Augenblick der Wandlung ist eine fast schon religiöse Erfahrung, die nur als Begegnung des einzelnen, sich versenkenden Lesers mit dem Kunstwerk möglich scheint und darin zu einer Selbsterfahrung wird. So sieht es Jan Philipp Reemtsma in seinem Buch über die Kunst der Interpretation. Er versteht den Satz: »denn da ist keine Stelle, die dich nicht sieht« als Begründung der durch das Kunstwerk vorgebrachten Aufforderung, das eigene Leben ändern zu müssen. Dieses aber, ein Blick, der alles sieht, sei »gemeinhin nur von Gott geläufig. Gott ist unteilbar, hat keine Partien, die man als ›Stellen‹ bezeichnen könnte, aber Rilkes Reden von den Stellen-die-sehen, genauer: von keiner, die das nicht tut, ist von der Idee des Ganzen getragen.«^[44]

Auch Peter Sloterdijk rückt Rilkes Kunsterfahrung in den Kontext der »Religiosität«, die dadurch bestimmt wird, dass Subjekt und Objekt die Plätze tauschen: »Auf der Position, wo üblicherweise das Objekt erscheint, welches ebendarum, weil es Objekt ist, niemals zurückschaut, ›erkenne‹ ich nun ein Subjekt, das die Fähigkeit besitzt, zu schauen und Blicke zu erwidern. (...) Der Lohn für meine Bereitschaft zur Beteiligung an der Objekt-Subjekt-Umkehrung fällt mir unter der Form einer privaten Erleuchtung zu – im vorliegenden Fall als ästhetische Ergriffenheit.«^[45]

Sloterdijk und Reemtsma verkennen jedoch, dass es sich nicht einfach nur um einen Platzwechsel von Subjekt und Objekt handelt. Dann wäre es

ja immer noch der eigene Blick, der bloß von einer anderen Stelle aus auf den Schauenden oder analog dazu im Leseprozess auf den Lesenden zurückfällt. Sondern es handelt sich um ein prozesshaftes Geschehen zwischen den beiden Polen. Das Subjekt ist das Objekt ist das Subjekt und also keins von beidem. Das Gesehenwerden setzt das Sehen voraus und umgekehrt: Erst das Gesehenwerden ermöglicht den genauen, losgelösten Blick, der nicht mehr von Subjektivität verstellt ist. Jedes Lesen ist auch ein Gelesenwerden, und wenn wir das Buch verstehen, versteht das Buch auch uns.

Die Frage drängt sich auf, ob dieses hohe Kunsterlebnis auch auf Bestseller wie zum Beispiel Charlotte Roches *Feuchtgebiete*, auf die Memoiren von Konrad Adenauer oder auf die von Wanderhuren und Muschelsuchern durchschrittenen Seichtgebiete der literarischen Niederungen übertragbar ist. Die Antwort lautet: Ja. Weil in jedem Lesevorgang, wie trivial, trocken oder feucht auch immer, etwas von dieser Blickumkehr vorhanden ist, wenn wir als Leser merken, wie der Text »Du« zu uns sagt. Im Phänomen der Bestseller aber wird aus unseren einsamen Lektüren ein gemeinschaftlicher Vorgang: Derselbe Prozess, dieselbe Verschmelzung ereignen sich vielfach. Bücher sind niemals monogam. Das eine Buch spricht nicht nur zu dir so intim, sondern auf nämliche (oder ganz andere) Weise zu vielen anderen. Es sagt Du zu jedem von uns und meint: genau dich, mich, uns alle. Und es trifft uns jenseits unserer Identitäten als Mann oder Frau, Greis oder Jugendlichen, Großstädter oder Landbewohner.

Wie kann das gehen? Sind Bestseller ein Indiz dafür, dass wir uns als Lesende sehr viel stärker ähneln, als wir, die wir doch alle so einzigartig sein möchten, annehmen? Was verschmilzt da womit, im massenhaften Gefallen des einen, von allen geliebten Werks? Und wie kann dieses eine Werk uns alle so gut kennen und zu jedem von uns sprechen? Empfinden wir, obwohl wir doch Individuen und jeweils einzigartige Leser sind, dann doch im kollektiven Gleichklang? Oder haben Bestseller die besondere Qualität, offene Flächen zu bieten, an denen jeder auf seine besondere Weise andocken kann?

Für den Schriftsteller Julian Barnes ist völlig klar, dass er sich schreibend nicht nur an ein Du, sondern an viele Leser wendet. Als schüchterner Mensch sei es ihm immer unmöglich gewesen, zu einer

größeren Gruppe zu sprechen. Als er mit Anfang Dreißig für eine Zeitung arbeitete, habe er in Redaktionskonferenzen kein Wort herausgebracht, starr vor Angst, jemand könne ihn zum Reden zwingen. Das Schreiben sei damals seine Rettung gewesen, seine Art, »mit vielen Leuten ins Gespräch zu kommen«.[46] Barnes wendet sich also nicht an ein unbekanntes Du, sondern an uns alle als Gesprächspartner.

Ein Bestseller ist das Resultat einer merkwürdigen Verschiebung. In ihm verschmilzt der einsame Vorgang des Lesens zu einem massenhaften Ereignis. Ja mehr noch: Im Bestseller erkennt sich jeder von uns als Teil einer Gemeinschaft der Lesenden wieder und sieht, dass er eben doch nicht alleine ist. Die Zugehörigkeit zu den Vielen, das Eintauchen in den Mainstream, die Teilhabe an der Menge der Leserschaft eines Buches, die in die Millionen gehen kann, ist tröstlich, wenn auch für manche erschreckend. Dabei wird diese Leser-Masse überhaupt nur vermittelt über die Bestsellerlisten sichtbar. Zwar suchen wir für unsere Leseerlebnisse Gesprächspartner. Wir reden mit Freunden über Bücher, die uns wichtig sind, denn wir wollen uns austauschen über das, was uns darin begegnet ist. Auf diese Weise, durch Empfehlung, durchs Gespräch, treten manche Bücher ihren Erfolgsweg an. »Wer liest, ist in Gesellschaft«, sagt Peter Bichsel, dem das Lesen erklärtermaßen wichtiger ist als das Schreiben. »Leser brauchen Mitleser. Wenn ich ein Buch gelesen habe, suche ich einen, der es auch gelesen hat. Wir diskutieren dann nicht über das Buch, wir sagen nur: wunderbar!« Die Erotik, die darin steckt, beschreibt Bichsel so: »Wenn ich zwei Menschen auf der Straße sehe, die aufeinanderzueilen und sich umarmen, ist mein erster Gedanke immer: Die haben dasselbe Buch gelesen.«[47]

Die »Vielen« aber, die Masse, die den Bestseller macht, gibt es nur als Summe der einzelnen Verkäufe und der sich womöglich daran im Verborgenen anschließenden Leseakte. Erst dann, wenn sich der autonome Leser mit seiner persönlichen Vorliebe auf der Bestsellerliste gespiegelt wiederfindet (oder auch nicht), ist er in der Lage, sich mit seinem eigenen Geschmack »ins Verhältnis zu einer gesellschaftlichen Dynamik zu setzen«.[48] Genau deshalb sind Bestsellerlisten so beliebt und so wirkungsvoll. Sie erlauben jedem Einzelnen, sich mit den Anderen, den Vielen zu vergleichen – ganz egal, ob er ihnen folgt und sich bei ihnen